

GÜNTHER HALLER

CAFÉ UNTERGANG

Stalin, Hitler, Trotzki, Tito
1913 in Wien



MOLDEN



Inhalt

Wien 1913: Am Tor der Geschichte	6
Walzerseligkeit und Proletarierelend	11
Zwei russische Aufrührer in Wien	18
Hitler und Stalin: Zwei, die auf ihre Stunde warten	25
Das menschliche Treibgut der Stadt	32
Trotzki, ein Revolutionär mit Manieren	41
Das Wien der Randständigen und Deklassierten	49
Ein Aufsteiger mit Ambitionen	62
Das russische Netzwerk von Wien	70
Zwischen Armenquartier und Bürgersalon	77
Ein zerstrittener Haufen: Die Wiener Bolschewisten	89
Bühne und Wohnzimmer: Das Kaffeehaus	99





Hitler und die Radikalisierung der Massen	110
Kampf um die untergehende Monarchie	119
Der Radikale und die Sozialdemokraten	131
Stalins Werk und Wiens Beitrag: Die Nationalitätenfrage	142
Das Dröhnen der Automobile: Tito als Testfahrer	150
Pulverfass Balkan: Das Grollen vor der Haustür	161
Die „Revolutionäre des Bösen“ und ihre Wiener Zeit	172
Literatur und Quellen	182
Personenregister	186
Dank	190
Über den Autor	191





Wien 1913: Am Tor der Geschichte

Ein finsterer, pockennarbiger Mann stieg im Jänner 1913 am Wiener Nordbahnhof mit seinen Bauernstiefeln aus dem Zug. Die Stadt lag unter einer Schneedecke, es war eiskalt. Doch das war er gewohnt: Er hatte schon etliche Jahre in sibirischen Straflagern verbracht. Vor Kurzem hatte er sich den Kampfnamen Stalin zugelegt, nach Wien kam er im Auftrag Lenins. Mit gefälschtem Pass, wie bei ihm üblich. Hätte die Wiener Polizei geahnt, dass hier ein steckbrieflich gesuchter Terrorist ankam, ein marxistischer Fanatiker, hätte sie schnell reagiert. Doch keine Behörde nahm Kenntnis von ihm. Was war seine Mission? Wer gab ihm Unterkunft?

Die Quartierfrage quälte alle, die sich damals als menschliches Treib- und Strandgut in der Stadt herumtrieben. Einer von ihnen, ein Provinzler aus Oberösterreich, war ganz unten angelangt. Adolf Hitler schrieb später selbst, er habe in Wien Not und Elend, Hunger und Armut kennengelernt. In seinem Kopf waberten anti-urbane, antisemitische und rassistische Gedanken. Die multinationale Großstadt Wien war der Gegenpol schlechthin. Was er in Wien sah, bestärkte ihn in seiner Abwehrhaltung gegenüber dem Vielvölkerstaat, in dem er lebte. Er wurde zunehmend radikalisiert.

Lew Dawidowitsch Bronstein war zu dieser Zeit fast so etwas wie eine stadtbekannte Größe in Wien. Er war der bunteste Hund in der schillernden russischen Emigrantenszene. Man war es gewohnt, dass er am Abend im Café Central auftauchte, am „Sozialistenstammtisch“ Station machte, wo Victor Adler saß, und heftig mit den Anwesenden zu diskutieren begann. Man war sichtlich nicht einer Meinung über die Zukunft des Sozialismus. Dieser

russische Emigrant, der sich Trotzki nannte, war den Wiener Roten einfach zu links. Dann vergrub er sich stundenlang in die Zeitungen oder spielte Schach. Ein Bohemien eben, dachte man an den Kaffeehaustischen, wo die österreichischen Politiker und Diplomaten saßen, intellektuell wach, nicht ohne Charme, aber nicht gefährlich.

Einer, der durch die angelaufenen Scheiben der Kaffeehäuser schaute, war der junge Schlosser Josip Broz aus dem kroatischen Landesteil der Monarchie. Solche wie er, „Krowoten“, durften da nicht hinein, konnten es sich auch gar nicht leisten. Da er ein besonderes Faible für die Autoindustrie hatte, hatte er in Wiener Neustadt einen Arbeitsplatz gesucht und gefunden, aber die Millionenstadt Wien faszinierte ihn und jedes Wochenende unternahm er lange Fußmärsche dorthin. Tito nannte er sich damals noch nicht, aber sozialistische Ideen spukten bereits in seinem Gehirn herum. Die Verwandtschaft zu Hause machte sich schon Sorgen deswegen.

Warum zog es die vier, die im 20. Jahrhundert tiefe Spuren hinterlassen sollten, in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg nach Wien? Hier war nicht unbedingt der Nabel der Welt. London, die Hauptstadt des Empire, war zehn Mal so reich, in Paris pulsierte das moderne Leben ungleich stärker, Berlin war der Feldherrenhügel der schlagkräftigsten Militärmacht des Kontinents, in New York schossen die ersten Wolkenkratzer in den Himmel. Wien, schrieb Robert Musil, „war um einiges kleiner als alle anderen großen Städte der Welt, aber doch um ein Erkleckliches größer, als es bloß Großstädte sind“. Und war Wien nicht das Zentrum des siechen Reiches eines alternden Kaisers? Eines von nationalen Konflikten gebeutelten Staates von gestern, der in den Abgrund zu schlittern drohte?

Doch in Sachen Weltoffenheit war das multinationale Wien ganz und gar nicht unterlegen. Die Stadt war in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zum Tummelplatz von Emigranten aus verschiedensten Ländern geworden, darunter Aktivisten aller

möglichen politischen Strömungen. Sie besaß geistige Antennen für die Zeitenwende, die sich gerade vollzog. „Man wusste wenig in Berlin oder Paris über das, was in Wien vorging, aber man wusste sehr wohl in Wien, was in London, Paris oder Berlin in der Geisteswelt geschah.“ (Carl E. Schorske)

Nie vorher und nie nachher waren Hitler und Stalin, die beiden größten Massenmörder des 20. Jahrhunderts, einander näher als im Jänner 1913 in Wien. Beide trieben sich auf den Straßen herum, beide hatten gerade nichts zu tun. Nicht einmal als die ideo-logischen Kontrahenten 1939 ihren berühmten Pakt schlossen, bevor sie sich im schrecklichsten Krieg der Geschichte bekämpften, begegneten sie einander. Stalins nächste Auslandsreise fand überhaupt erst dreißig Jahre später statt, 1943, als er zum Treffen der Alliierten in Teheran reiste.

Verlockend ist das Gedankenspiel, dass sich Hitler und Stalin beim Herumstreunen in Wien über den Weg gelaufen sein könnten, möglicherweise sogar Augenkontakt hatten. Florian Illies spekulierte in seinem Bestseller „1913. Der Sommer des Jahrhunderts“ darüber: Der gescheiterte Student und der russische Revolutionär hätten einander beim Flanieren zugenickt. Beide bevorzugten den Schönbrunner Schlosspark für ihre Spaziergänge, ganz in seiner Nähe lag Stalins Quartier. Hätte es damals eine Handy-Ortung, ein „Contact Tracing“ gegeben, hätten wir Gewissheit.

Sich hypothetische Begegnungen zwischen den größten Berühmtheiten ihrer Zeit auszumalen war immer beliebt, Aristoteles und Alexander der Große, Martin Luther und Michelangelo, und so weiter. Es regt so schön die Fantasie an. Unter Historikern gilt derartige kontrafaktische Geschichtsschreibung hingegen als unseriös, die Frage „was wäre gewesen, wenn“ wird in den Bereich der Unterhaltung verwiesen. Dass sich aber im Wien der Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg die Protagonisten der großen revolutionären Bewegungen des 20. Jahrhunderts aufhielten, Hitler, Stalin, Trotzki und sporadisch auch Tito, ist mehr als ein Kuriosum der Wiener Geschichte, es beschäftigte auch

seriöse Biografen und Zeitgeschichtler. Sie konzentrierten sich auf das Thema „der Diktator als junger Mann“ – es wurde zu einem beliebten Buchsujet. Das zufällige Nebeneinander der vier in Wien (nur zwischen Stalin und Trotzki kam es zu einem persönlichen Treffen) wäre eigentlich ein interessanter Stoff für ein Theaterstück. Doch weder ein Rolf Hochhuth noch ein Friedrich Dürrenmatt oder Tom Stoppard haben sich darangemacht. Ihnen würde man jede Art von Spekulation durchgehen lassen.

Rund 2.500 Kilometer trennte die georgische Heimat von Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwili, dem späteren Stalin, vom oberösterreichischen Innviertel, in dem Hitler geboren wurde. Die regionalen Besonderheiten und die gesellschaftlichen Bedingungen waren denkbar verschieden. Und dennoch gab es Gemeinsamkeiten zwischen ihnen, sie treffen auch für Trotzki und Tito zu. Alle wurden sie an der Peripherie ihrer Staaten geboren, und sie standen auch in ihrer Gesellschaft am Rand. Ihre Ansichten waren bestimmt von der Welt, in der sie heranwuchsen, ihre Denkmuster, Marxismus, Sozialdarwinismus, Rassismus, Nationalismus, stammten aus dem 19. Jahrhundert. Ihr Aufstieg aus ärmlichen Verhältnissen war nur möglich, wenn die alten Ordnungen zusammenkrachten. Rechneten sie damit? Teilten sie wie manche Staatsmänner das Bild von einem anachronistischen Habsburgerreich, das aufgrund der Schwäche seiner Institutionen und dem Unvermögen, den Anforderungen der Moderne gerecht zu werden, zum Untergang verurteilt war?

Haben die vier in der Donaumetropole ihre Spuren hinterlassen, hat die Stadt, hat die Zeit sie geprägt, dazu beigetragen, dass sie so wurden, wie wir sie kennen? Ist das überhaupt denkbar bei der Kürze des Aufenthalts? Für Hitler sind die Einflüsse vielfach nachgewiesen worden. Gilt das auch für die anderen drei? Wer von ihnen hat von der Anwesenheit eines anderen gewusst? Kann man daraus irgendeine Erklärung ableiten für das, was später geschah? Reicht die Quellenlage überhaupt aus für solche Schlussfolgerungen?

Trotzki, der wache Intellektuelle, fühlte sich wohl in Wien. Er spielte nicht nur Schach im Kaffeehaus, er war auch ein besessener Zeitungsleser und Diskutant. Es gab kaum etwas, was ihn nicht interessierte und beschäftigte, vom Pulverfass Balkan bis zu den modernen Kunstrichtungen im Wien des Fin de Siècle. Was bekam der weit weniger polyglotte und sprachgewandte Stalin mit von Wien? Er hatte einen Auftrag Lenins zu erfüllen. Interessierte ihn etwas darüber hinaus?

Auch die umgekehrte Fragestellung ist interessant: Wie stand man eigentlich in Wien zum Geschehen in Russland, in dem Stalins Genossen gerade zur Eroberung der Macht ansetzten? So wie man im Habsburgerreich mit der Nationalitätenfrage umging, konnte das ein Vorbild sein für die zukünftigen Machthaber des multinationalen Imperiums im Osten? Herrschte schon Bolschewisten-Angst im brüchig werdenden System der K.-u.-k.-Monarchie? Gehörte auch der junge Josip Broz (Tito) zu den radikalen kroatischen Nationalisten, die der Regierung in Wien das Leben schwer machten?

Bis jetzt fehlt eine derartige Zusammenschau, ein Einblick in das Leben dieser vier jungen Männer von damals. Im Jahr 1913 waren sie 35 (Stalin), 34 (Trotzki), 24 (Hitler), 21 (Tito), mit Ausnahme Titos also nicht mehr im jugendlichen Alter. Dennoch standen sie alle erst am Anfang ihrer Karrieren, hatten noch nicht viel erreicht, waren weit von einflussreichen Positionen entfernt. Sie waren nur ein paar Wochen in Wien wie Stalin und Tito beziehungsweise sechs bis sieben Jahre wie Hitler und Trotzki. Konnte das die Richtung mitbestimmen, die sie nun einschlugen?





Stalins Werk und Wiens Beitrag: Die Nationalitätenfrage

Die wenigen Wochen, die Genosse Stalin bei uns verbrachte, waren ausschließlich der nationalen Frage gewidmet“, sagte Olga Weiland, das Kindermädchen der Trojanowskis, sie war „unser einziges Konversationsthema.“ Meist machte der Gast einen mürrischen Eindruck, arbeitete in seinem Zimmer ganze Tage durch und sprach gelegentlich über seine Vergangenheit. „Hallo, mein Freund“, schrieb er an den Genossen Malikowski nach Sankt Petersburg, „vorläufig wohne ich noch in Wien und schreibe irgendeinen Blödsinn. Bis bald.“ Manchmal wieder heiterte sich seine Stimmung auf, dann legte er seine Verschlossenheit ab.

Man kann es Stalin nicht verübeln, dass ihm mit dem Essay, den er in Wien schrieb, „Der Marxismus und die nationale Frage“, kein überzeugender Wurf gelungen ist. Das Thema war auch wirklich sehr störrisch und er dürfte viel Schweiß bei der Arbeit vergossen haben. Außerdem halfen ihm die Wiener Bibliotheken und Buchhandlungen nicht weiter: Stalin konnte nicht Deutsch und war daher auf die Dienste von Nikolai Bucharin angewiesen, auch sein Quartiergeber Alexander Trojanowski lieferte ihm Übersetzungen aus österreichischen Büchern über die Nationalitätenfrage.

Naheliegend wäre es gewesen, Trotzki um Mithilfe an dem Projekt zu ersuchen. Doch dem standen unüberwindbare Animositäten entgegen. Stalin und Trotzki hatten sich bereits während einer Londoner Sozialistenkonferenz 1907 gesehen, auf der es zu einem heftigen Streit zwischen den Delegierten um die

terroristischen Aktivitäten, die sogenannten „Expropriationen“ bolschewistischer Banden in Russland, kam. Trotzki war strikt gegen solche Kampfmethoden, sie seien unzweckmäßig, stifteten Verwirrung in den eigenen Reihen, was schlimmer sei als der Schaden für die Gegner. Und geriet deswegen auch mit Lenin in Streit. „Während des ganzen Kongresses“, so Isaac Deutscher, „wartete ein unbekannter kaukasischer Delegierter, der in naher Verbindung mit den bolschewistischen Kampfgruppen stand, Dschugaschwili, schweigsam auf das Ergebnis der Auseinandersetzungen und auf Lenins Anweisungen.“

Das nächste Treffen zwischen Stalin und Trotzki fand dann in Wien 1913 statt, der genaue Tag ist unbekannt, es war Ende Jänner oder Anfang Februar in einer Wohnung in der Kolschitzkygasse 30. Die Begegnung war kurz und unerfreulich. „Ich saß neben dem Samowar am Tisch in der Wohnung von Skobelow ... in der alten Hauptstadt der Habsburger“, schrieb Trotzki, „als sich die Tür plötzlich nach einem Klopfen öffnete und ein unbekannter Mann eintrat. Er war klein ... dünn ... Pockennarben bedeckten seine graubraune Haut. ... Ich sah nicht den geringsten Anflug von Freundlichkeit in seinen Augen.“ Der Fremde, offenbar überrascht über die Anwesenheit Trotzkis, blieb einen Augenblick in der Tür stehen und gab einen grollenden Laut von sich, den man für eine Begrüßung halten konnte. Es war Stalin, der „am Samowar stehen blieb und sich eine Tasse Tee einschenkte. Dann ging er so leise hinaus, wie er gekommen war, und hinterließ bei mir einen sehr deprimierenden, doch ungewöhnlichen Eindruck. Oder vielleicht warfen die späteren Ereignisse einen Schatten auf unsere erste Begegnung.“ Er erinnerte sich später an „die Animosität, die aus Stalins gelben Augen blitzte“, Augen, die ihn frösteln ließen: „Sie funkelten vor Bosheit.“

Trotzki stand mit den Bolschewiken nicht auf gutem Fuß. Und nun saß ihm hier in Wien ein unsympathischer Abgesandter Lenins gegenüber, den er nicht in die Geheimnisse seines Denkens einzuhüften gedachte. Und umgekehrt verachtete Stalin Trotzki,

den er einen „marktschreierischen Athleten mit falschen Muskeln“ nannte. Isaac Deutscher bemerkte dazu, dass „wie in einer griechischen Tragödie lange bevor das eigentliche Drama begann, der Knoten des Verhängnisses durch allerlei zufällige, aber schicksalshafte Ereignisse geknüpft wurde“.

Warum gerade Stalin für die Klärung der Nationalitätenfrage ausgesucht worden war, ist offenkundig: Er war Lenins „prächtiger Georgier“ und kein Großrusse, also ideal, um die Nationalitäten anzusprechen und zu sammeln. Warum er gerade nach Wien geschickt wurde, ist auch verständlich. Von hier aus wurde ein Gemenge an viel entwickelteren Nationen verwaltet, als es jene in Russland waren. Die Deutschen in Österreich waren eine führende Minorität in einem Meer von Slawen, die national bereits erwacht waren. Doch die österreichischen Marxisten wie Karl Renner und Otto Bauer setzten auf politische Konzepte, die nicht mit dem unmittelbaren Zerfall der Donaumonarchie rechneten. Sie erwarteten eine rasche Demokratisierung und Föderalisierung Österreichs und als Folge die Zuerkennung gleicher national-kultureller Rechte an alle Völker innerhalb des Reichs. Ihr Fokus lag nicht auf der Forderung nach territorialer Autonomie und dem Recht auf Sezession, sondern auf Föderalismus. Also schickte Lenin den Genossen Stalin nach Wien, um die Situation in Österreich zu sichtern.

Die Nationalitätenfrage machte den Bolschewisten ordentlich zu schaffen. Mit dem historischen Abstand erkennen wir freilich ihre Scheinheiligkeit. Denn schon vor der Oktoberrevolution war erkennbar: Die Deklarationen und Bekenntnisse zur Legitimität der nationalen Bestrebungen waren nicht mehr als heiße Luft, auch bei Lenin selbst. Nationale Fragen hatten nie prinzipiellen Charakter, nachgewiesen ist das etwa in der ausführlichen Studie von Victor Döninghaus („Minderheiten in Bedrängnis“). Alle Konzepte über die Gleichberechtigung der Nationen und Völker wurden letztendlich strategischen Überlegungen unterworfen. Dass aber in der nationalen Frage Sprengkraft steckte, war 1913

nicht zu übersehen, nicht nur in Russland. Man sprach vom „Recht der Nationen auf Selbstbestimmung“, ohne den Gedanken ernsthaft in Erwägung zu ziehen, dass Russland eventuell in seine Teile zerfallen könnte.

Schließlich lavierte sich der mürrische Georgier aber doch durch das Thema und vermochte an der Oberfläche sogar den Eindruck einer durchdachten logischen Argumentation zu erwecken, durchaus schlau und durchaus subtil. Im Lebenswerk Stalins blieb das der einzige Aufsatz, der eine gewisse wissenschaftliche Systematik und selbstständige Schlussfolgerungen aufweist. Der spätere Volkskommissar für Nationalitätenfragen hat tatsächlich die einzelnen ideologischen Thesen des Bolschewismus zur nationalen Frage zu einem einheitlichen System zusammengefasst. Trotzdem hat daher wohl recht, wenn er das auf die Mitarbeit Bucharins bei der Sammlung des Materials zurückführt: „Bucharin, der ganz fraglos ein theoretischer Kopf war, Sprachen und die zum Thema gehörende Literatur kannte und mit den entsprechenden Dokumenten umzugehen wusste.“ Vor allem die professorale Schreibweise war gar nicht typisch für Stalin. Stalins Theorie, von Lenin überarbeitet und redigiert, wurde offiziell zum Programm der bolschewistischen Partei in der nationalen Frage erhoben.

Liest man die Seiten in Stalins „Gesammelten Werken“ aufmerksam, merkt man aber: Manchmal ist er gezwungen, wesentliche Fragen zu umgehen, manchmal findet man Textstellen, die durch ihre stilistischen Abweichungen ganz offenkundig aus diversen Quellen übernommen wurden. Die Sperrigkeit des Themas dürfte ihn regelrecht wütend gemacht haben, zumal schon die Definition einer „Nation“ mit Mühsal verbunden war. Er beginnt mit der Feststellung, dass eine Nation weder eine Rasse noch ein Stamm sei. Die italienische Nation war eine Mischung aus Römern, Germanen, Etruskern, Griechen usw., die Franzosen und erst recht die USA hatten ebenfalls heterogene Wurzeln. Und auch seine Heimat wies nicht nur Georgier, sondern eine große Zahl von weiteren Minderheiten, von Abchasen bis Osseten auf,

die verschiedene Sprachen und kulturelle Traditionen hatten. Was also war eine Nation, wenn nicht einmal die Georgier die Kriterien erfüllten? Was waren ihre Kennzeichen, wie fand man sie? Ständig ergaben sich Schwierigkeiten.

Abzulehnen war jedenfalls das austromarxistische Konzept der nationalen Kulturautonomie, das die Minderheiten vor Assimilation schützen wollte. Die Zuständigkeit für die Schulen etwa in die Hände der Nationalitäten zu geben würde angesichts des Unterschieds im jeweiligen Bildungsstandard der Völker bedeuten, dass die Divergenzen einzementiert würden. Die Alternative war für ihn die territoriale Lösung der nationalen Frage, nicht Kulturautonomie also, sondern „Gebietsautonomie“. Das Zentrum sollte einen Teil seiner Vollmachten an potenzielle Kandidaten für eine Autonomie wie die Ukraine, Litauen und andere abgeben und die wiederum sollten in ihrem Territorium die Rechte der nationalen Minderheiten wie die Verwendung ihrer Sprache in Schule und Verwaltung umsetzen. „Die Minderheiten sind nicht etwa deshalb unzufrieden, weil sie keine nationale Union haben, sondern deshalb, weil sie kein Recht auf die eigene Muttersprache haben“, schrieb Stalin. „Gebt ihnen die Möglichkeit, ihre Muttersprache zu nutzen, und die Unzufriedenheit vergeht von allein.“

Stalin kommt zum Schluss: Eine Nation muss ein gemeinsames Territorium und das Recht auf eine gemeinsame Sprache haben. Doch je näher man dem Endziel des Sozialismus komme, desto mehr würden die nationalen Barrieren eingerissen, um die Bevölkerung zu vereinen und ihr eine gemeinsame Kultur überzustülpen. Der Gedanke hatte eine gewisse Logik, gefiel ihm aber selbst nicht besonders. Was würden seine georgischen Parteigenossen dazu sagen, wenn man ihnen sämtliche Rechte als Minderheiten wegnahm? So setzte er sich in einem weiteren Teil überhaupt von seinem Thema ab: War die nationale Frage wirklich das wichtigste Problem, gerade im politischen Leben von Russland? War nicht die Agrarfrage viel wichtiger? Und wie sollten die Ziele der Bourgeoisie und die des Proletariats bei der Formierung einer Nation unter



Die „Revolutionäre des Bösen“ und ihre Wiener Zeit

Warum ein Mensch aus freien Stücken ein bürgerliches Leben aufgibt, Berufsrevolutionär wird bzw. eine extreme Laufbahn einschlägt und sogar Leib und Leben dafür riskiert, kann auf charakterliche Dispositionen zurückgeführt werden. Doch ohne den historischen Kontext zu berücksichtigen, ohne das persönliche Umfeld und kulturelle Prägungen zu analysieren, wird man nicht weiterkommen. Im Fall unserer vier Hauptpersonen spielt das Wien in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg eine unübersehbare Rolle.

1914 ging eine der fruchtbarsten Perioden der europäischen Geistesgeschichte zu Ende. Wiens Kulturleben als Folge des Urbanisierungsschubs war vergleichbar mit einem „chemischen Laboratorium“ (Reinhard Kannonier), stand unter dem Druck äußerer Einflüsse und entwickelte eigene Reaktionen darauf. Die Folge waren Geisteskämpfe in all ihren Spielarten. Ein Blick durch eines der Glasfenster in einem Ringstraßencafé zeigte das gewohnte Bild, aber auffällig war die heftige Erregung. Man sah hier etwa, wie ein Wiener Arzt, eine ungarische Künstlerin, ein russischer politischer Emigrant und ein jüdischer Journalist über die Psychoanalyse diskutierten und eine Synthese zwischen Marx und Freud herzustellen versuchten, während am Nachbartisch ein Maler und seine Muse, sagen wir Oskar Kokoschka und Alma Mahler, leidenschaftlich über die Musik von Igor Strawinsky und die Tanzorgien der Ballets Russes und ihres Stars Vaslav Nijinsky stritten.

Merkte man in Wien eigentlich, dass eine alte Welt gerade aus den Fugen ging, dass man am Vorabend einer Katastrophe stand? In Hunderten von Kaffeehäusern unterhielten sich 1913 Intellektuelle miteinander, ohne an eine grundlegende Veränderung der Verhältnisse auch nur zu denken. Es war daher naheliegend, dass auch die Diskussionen des marxistischen Zirkels im Café Central von den Behörden als ungefährliches Geschwätz eingestuft wurden. Aber für einen hellen Kopf wie Trotzki war die Themenbreite, die hier abgehandelt wurde, beeindruckend und bereichernd. Merkbar war das allein schon an seinen Beobachtungen zur modernen Kunst, er schrieb: „Das Leben wurde zu einem rastlosen Wirbel. Das Beständige, Unveränderliche, Dauerhafte hat sich spurlos aufgelöst.“

Die Kehrseite dieser Dynamik war die Angst, gesellschaftlich abgehängt zu werden, mit dem Fortschritt nicht mithalten zu können. Der Zug, in dem man saß, war zu schnell unterwegs, und man fühlte sich in ihm eingeschlossen und wusste nach Max Weber nicht, ob seine Weichen gestellt waren. Männer fühlten sich in ihrer Position bedroht, so wie die Militärmächte einander argwöhnisch beäugten. Die Unsicherheiten zogen sich wie klaffende Risse durch die Gesellschaft und verhinderten einen optimistischen Blick in die Zukunft. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs war die Sicherheit entgegen der erinnerungsseligen Rückschau Stefan Zweigs schon ein seltes Gut. An ihre Stelle trat ein nervöses Abwarten.

Das konzentrierte sich vor allem in Wien, der Stadt, in der das Gespür für Identitätsfragen verfeinert war wie nirgends sonst. Hier lagen die Nerven blank. Nach amtlichen Statistiken war Wien 1913 die zweitgrößte tschechische Stadt Europas, mehr als hundert Vereine sorgten für ein ethnisches und kulturelles Netzwerk. Mit ihren Trachten waren viele Zuwanderer im Stadtbild gut erkennbar, Multikulturalität vermittelte sich auch optisch und sinnlich, das galt auch für den nicht assimilierten Teil der jüdischen Bevölkerung. Das wiederum rief die

Nationalisten und Rassentheoretiker auf den Plan. Für sie war das „Völkergemisch“ unheimlich und bedrohlich. Ihre pseudowissenschaftliche Herleitung von biologischen Ursprüngen negierte die Macht der Vernunft, die höherstehende Rasse, zu der immer sie gehörten, ließ kein Gegenargument zu. Die Sozialisten, die Vertreter der urbanen Arbeiterklasse, wollten die Gesellschaft insgesamt revolutionieren, nicht ihre Teile segregieren.

Die Protagonisten dieses Buches erlebten diese Spannungen im Wien von 1913 mit, sie wurden, teils mehr, teils weniger, davon betroffen und geformt. Ihre ideologischen Weichen waren bereits gestellt, es waren Nationalismus, Rassismus und Sozialismus. Das half ihnen, die eigenen Enttäuschungen und Frustrationen in den Kontext der großen Menschheitsfragen zu stellen, sie nicht als individuelles Schicksal zu deuten, sondern als Ausdruck gesamtgesellschaftlicher Missstände. Das Milieu, in dem sie sich in Wien bewegten, vermittelte neue Lebenserfahrungen, verschaffte ihnen nützliche Kontakte und stiftete ein Gefühl von Gemeinschaft und Solidarität. Ab nun ordneten sie ihr gesamtes privates und berufliches Leben der politischen Mission unter.

Wie alle Revolutionäre waren sie überzeugt, dass das, was sie im Leben erreichen wollten, nicht ohne fundamentale Veränderung der ganzen Gesellschaft erreichbar war. Florian Illies schreibt, dass sie „Statisten ohne eigenen Text im großen Schauspiel Wien um 1913“ waren. Das stimmt nicht. Sie hatten bereits begonnen, an ihrem Text zu arbeiten. Sie wussten, wo sie standen. Fieberhaft saßen sie über ihren Manuskripten, Magazinen und Büchern, sie saugten Wissen auf, zogen bei langen Spaziergängen in der Stadt ihre Bahnen, dachten nach, murmelten wohl auch vor sich hin, kamen zu extremen Schlussfolgerungen. Waren sie erst einmal an der Macht, würden sie sie realisieren. Man kann den Beginn des Zeitalters der Extreme, wie das 20. Jahrhundert oft genannt wird, in das Wien von 1913 datieren.

Es ist auch die Stadt, in der ein junger kroatischer Metallarbeiter wie Josip Broz zu sich selbst findet, in der er seine in ihm schlummernden Talente entwickeln kann, wie das Debattieren und das Organisieren, in der er zu neuen Erfahrungen vorstößt, mit denen er die Grenzen seiner sozialen Herkunft überschreitet und seinen Horizont erweitert. Noch als Sechzigjähriger, inzwischen längst Staatspräsident der Volksrepublik Jugoslawien, wird er sich bis ins Detail an die Zeit erinnern, auch wenn er später, als er an der Macht war, sagte: „Revolutionäre haben keine Biografie.“

Manchmal ging er auch die Prachtstraßen entlang. Doch ihn interessierte nicht wie Hitler das Museum historischer Architektur, zu dem die Ringstraße geworden war, er registrierte vielmehr mit Kennermiene das Automobil, mit dem der österreichische Thronfolger in der Stadt herumkurvte. Josip Broz blieb bis zu seinem Militärdienst Anfang 1913 in der Nähe von Wien, er lernte Deutsch und sog alles auf, was die Stadt einem jungen Arbeiter politisch und kulturell bieten konnte. Mit zwanzig war er ein qualifizierter Metallarbeiter, Sozialist und gewerkschaftlich organisiert.

Für Außenstehende war das Potenzial dieser vier Männer damals nicht erkennbar. War der spätere Adolf Hitler, der Politiker und Gewaltmensch, verantwortlich für Massenmorde und den Zweiten Weltkrieg, in seiner Wiener Zeit als solcher auszunehmen? Zeichnete sich sein Führungsanspruch bereits ab, war so etwas wie politisches Charisma bemerkbar oder war er ein Niemand mit Vorurteilen und gescheiterten Ambitionen? Eher Letzteres. Er trieb in der Masse der Unterstandslosen und an den Rand Gedrängten mit. Aus diesen Verhältnissen lässt sich seine spätere Karriere nicht ableiten oder auch nur erahnen. Weder durch besondere Begabung noch durch Skrupellosigkeit stach er aus dem grauen Heer der Wiener Arbeitslosen heraus. Nie sprach er davon, Politiker werden zu wollen. Man hätte den Sonderling in diesem Milieu wohl auch ausgelacht. Es war leicht

Über den Autor

© Clemens Fabry



Günther Haller studierte Geschichte und Germanistik. Er verfasst regelmäßig Reportagen und Porträts zu historischen Themen im Feuilleton der Tageszeitung „Die Presse“. Haller ist Begründer und Autor der Magazinreihe „Die Presse Geschichte“. Im Molden Verlag erschien von ihm zuletzt „Marx und Wien. Von den Barrikaden zum Gemeindebau“.

Liebe Leserin, lieber Leser, hat Ihnen unser Buch gefallen?

Dann freuen wir uns über Ihre Weiterempfehlung!
Und erzählen Sie davon. Ihren Freundinnen und Freunden,
Ihrer Buchhändlerin oder Ihrem Buchhändler. Weil jede gute
Geschichte davon lebt, weitergetragen zu werden.

① / StyriaBuchverlage

#cafeuntergang
#wien1913
#moldengeschichte
#moldenverlag

Wollen Sie weitere Informationen zu unserem Programm?
Möchten Sie mit dem Autor in Kontakt treten? Wir freuen uns
auf Austausch und Anregung unter leserstimme@styriabooks.at

Inspiration, Geschenkideen und gute Geschichten finden Sie auf
www.styriabooks.at

STYRIA BUCHVERLAGE

© 2023 by Molden Verlag in der
Verlagsgruppe Styria GmbH & Co KG Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Bücher aus der Verlagsgruppe Styria gibt es in
jeder Buchhandlung und im Online-Shop
www.styriabooks.at

ISBN 978-3-222-15114-9

Projektleitung: Stefan Schlägl
Lektorat, Korrektorat: Joe Rabl

Coverillustration: P.M. Hoffmann, pmhoffmann.de
Umschlag und Layout: Buero Blank – branding & design
Vor- und Nachsatz: P.M. Hoffmann. Karten-Illustration auf Grundlage
des Pharus-Plans Wien (1912), Wien Museum.

Satz: Burghard List
Herstellungsleitung: Maria Schuster
Druck und Bindung: Florjančič, Maribor
Printed in the EU

7 6 5 4 3 2 1

WIEN, ANFANG 1913:

Die pulsierende Kaiserresidenz, kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Ein Dampfkessel des Vielvölkerstaats – und politischer Nährboden für vier mittellose Existenzen: Stalin, Hitler, Trotzki und Tito.

Sie alle sollten das Jahrhundert prägen.
Als Ideologen, Diktatoren, Massenmörder.
Was suchten sie hier? Was nahmen sie mit?

Der Historiker Günther Haller macht sich auf die Spur dieser „Revolutionäre des Bösen“. Er nimmt uns mit in die Hinterhöfe, Fabriken, Mietskasernen und Kaffeehäuser und verwebt kunstvoll vier Biografien zum Porträt einer Weltmetropole vor dem Untergang.

*„Mitreißend und kenntnisreich heftet sich
Günther Haller an die Fersen der Protagonisten
eines Zeitalters der Extreme. Faszinierend!“*

Hannes Leidinger

Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien

MOLDEN

ISBN 978-3-222-15114-9
www.styriabooks.at

